

HEYNE <

ZUM BUCH

Beim Durchwühlen der Gefriertruhe stößt Bernie Karp zwischen Tiefkühlpizzas und Kotletts zufällig auf einen Eisblock, in dem ein bärtiger alter Mann eingefroren ist. Ein Rabbi, wie seine ihm erklären, der innerhalb der Familie als eine Art Talisman über Generationen weitergereicht wurde.

Bei einem Stromausfall taut der Rabbi auf und erwacht zu neuem Leben. Der aus der Zeit gefallene heilige Mann entwickelt ungeahnte Energien und entdeckt lukrative Entfaltungsmöglichkeiten in der modernen Welt. Während der Rabbi gestressten Managern und frustrierten Hausfrauen das Seelenheil verkauft, glaubt Bernie endlich einen Sinn in seinem Leben gefunden zu haben. Er erforscht die Geschichte des gefrorenen Geistlichen und macht es sich zur Aufgabe gemacht, das Familienerbe zu bewahren. Doch er hat nicht mit dem Rabbi gerechnet.

ZUM AUTOR

Steve Stern, geboren 1947 in Tennessee, lehrt Englische Literatur am Skidmore College und wurde für sein schriftstellerisches Werk vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem O. Henry Award, dem Washington Post Best Book of the Year und dem National Jewish Book Award. »Der gefrorene Rabbi« ist das erste Buch des Autors, das auf Deutsch erscheint.

STEVE STERN

Der gefrorene Rabbi

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Friedrich Mader

**WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN**

Die Originalausgabe THE FROZEN RABBI
erschien bei Algonquin Books of Chapel Hill

Mit herzlichem Dank des Übersetzers an Chaim Frank
vom Dokumentations-Archiv für Jüdische Kultur und Geschichte
sowie Prof. Dr. Ronald Löttsch für die Hilfe
bei der Erstellung des Glossars.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 07/2012
Copyright © 2010 der Originalausgabe by Steve Stern
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung einer Illustration von © Milena Djuranovic
Satz: Leingärtner, Nabburg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-40937-8

www.heyne.de

Für Sabrina, die mich fast zum Menschen macht

1999

Irgendwann während seines rastlosen fünfzehnten Lebensjahrs entdeckte Bernie Karp in der Gefriertruhe seiner Eltern – einem weiß emaillierten Kelvinator, der in der Ecke des Hobbyraums im Keller vor sich hin brummte – einen alten Mann in einem Eisblock. Eigentlich hatte er nach einer Scheibe Fleisch gesucht, allerdings nicht, um sie zu essen. Nachdem er seinen Eltern vor Kurzem ihre Ausgabe eines Skandalromans der Sechziger stibitzt hatte, in dem der jugendliche Held mit einem Stück Leber verkehrt, fühlte sich Bernie dazu bewogen, ihm nachzueifern. Sich selbst zu berühren war ihm keineswegs fremd, doch er wagte kaum davon zu träumen, einen anderen Menschen zu berühren, so unerreichbar schienen ihm die Körper junger Mädchen. Bisher hatte er so etwas wie physische Intimität nur mit dem Staubsauger seiner Mutter, zahllosen Socken und einem aus dem Korb mit Schmutzwäsche im Badezimmer entwendeten orchideenrosa Höschen seiner älteren Schwester erlebt. Dann war er auf den Roman gestoßen, den seine Eltern einmal verlegen als Pflichtlektüre ihrer Jugend erwähnt hatten, als er zufällig mithörte. Obwohl er kein Leser war und auch sonst nicht besonders aktiv am Leben teilnahm, hatte Bernie die

eindeutigeren Stellen des Buches überflogen und war so auf die Idee verfallen, ein Stück Leber aufzutauen.

Bernie schob Rinderbraten, Truthähne und Schweinefilets zur Seite und grub sich tiefer in die gefrorenen Speisen hinein als je zuvor. Nachdem er Gitterkörbe geleert und entfernt hatte, stieß er am Boden des Behältnisses auf einen grünlichen Eisblock, der sich über die gesamte Länge der Tiefkühltruhe erstreckte. Achtlos verstreute er einzeln verpackte Steaks, Pommes-, Häppchen- und Erbsenschachteln und konnte schließlich unter der gekräuselten Eisoberfläche die deutlich erkennbare Gestalt eines Mannes ausmachen. Der alte Kerl hatte ein hageres Falkengesicht, eingefallene Wangen und einen strähnigen gelblichen Bart und trug auf dem Kopf eine Mütze, die aussah wie ein Damenmuff. Sein ausgemergelter Körper war in ein papierartiges schwarzes Gewand gehüllt, das ihm bis zu den Knien reichte. Die spindeldürren, an den Knöcheln überkreuzten Beine waren in weiße Strümpfe gekleidet. Die Füße steckten in Spangentiefeln, die sich an der Spitze hochbogen, und die Arme waren hinter dem Kopf verschränkt, als würde er ein gemütliches Nickerchen halten.

Bernies unmittelbare Reaktion war Panik. Er war auf etwas Verbotenes gestoßen und überlegte fieberhaft, wie er seine Spuren verwischen sollte. Hektisch rollte er die Fleischbrocken zurück auf das Eis, schlug den Deckel der Kühltruhe zu und stürmte hinauf in sein Zimmer, wo er ins Bett kroch und darauf wartete, dass sich sein galoppierendes Herz beruhigte. Dem einzelgängerischen, bockigen Jungen, auf dessen Pausbacken die ersten Zeichen von zystischer Akne prangten, war jede Art von Galopp völlig fremd. Doch am nächsten Tag kehrte Bernie in den Keller zurück, um sich zu vergewissern, dass ihn seine Augen nicht getäuscht hatten. Und beim Abend-

essen, das sonst im Zeichen monotoner Erzählungen seines Vaters über Geschäftsprobleme und des gelangweilten Desinteresses seiner Frau stand, nuschelte Bernie: »In der Tiefkühltruhe liegt ein alter Mann.« Eigentlich hatte er gar nicht davon anfangen wollen. Wenn seine Eltern dort unten im Keller ein schmutziges Geheimnis hatten, ging ihn das nichts an. Was hatte ihn also dazu getrieben, damit herauszuplatzen?

»Hast du was gesagt?« Mr. Karp war verwundert, dass sein Sohn das für ihn typische mürrische Schweigen beim Essen brach. Immer noch kaum hörbar wiederholte Bernie seine Feststellung.

Mr. Karp schob die flaschenglasdicke Brille zurück über den Nasenhöcker und schaute seine Frau an, die mit ihrem Löffel in der Fleischbrühe rührte. »Was will er uns damit sagen?«

Es dauerte einen Augenblick, bis sich der Nebel auf ihrem aufgedunsenen Gesicht lichtete. »Vielleicht hat er das Ding gefunden.«

»Das Ding.« Mr. Karp klang unaufgeregt.

»Du weißt schon, der weiße Elefant.«

»Der wa ...?« Mr. Karp wurde still und nestelte mit beiden Händen an dem gelockerten Knoten seiner Krawatte herum. »Ach das.«

»Es ist kein Elefant«, nörgelte Bernie.

Mr. Karp räusperte sich. »Weißer Elefant, das ist nur ein Ausdruck, so was wie ein Erbstück. Manche Leute haben präparierte Haustiere im Speicher, wir haben einen gefrorenen Rabbi im Keller. Eine alte Familientradition.«

Bernie, der nichts von Traditionen in seiner Familie geahnt hatte, zog sich wieder in sein Schweigen zurück. Dann war es an seiner Schwester Madeline, sich zu Wort zu melden. Mit einer gewissen Herablassung erkundigte sich die üppige junge Frau, die außerordentlich stolz auf ihre übernatürlichen

Formen war: »Hey! Leute, ähm, worüber redet ihr hier eigentlich?«

Bernie ließ sich in seinen Stuhl zurücksinken und vermied vorsichtshalber jeden Blickkontakt mit seiner Schwester, die ihn vielleicht im Verdacht hatte, ihre Unterwäsche gestohlen zu haben. Sein Vater folgte diesem Beispiel, weil Madelines Aussehen im mattgrauen Karp-Haushalt sehr bedrängend wirken konnte. Nur Bernies Mutter, die noch immer im Essen herumrührte, ließ sich, leicht pikiert, zu einer Antwort herbei. »Er stammt aus der Familie deines Vaters. Die waren schon immer abergläubisch.«

»Er ist ein Andenken« – Mr. Karp verfiel in Verteidigungshaltung –, »das sie von Generation zu Generation weitervererbt haben.« Er schob die schlaffen Schultern nach vorn und bemühte sich, so etwas wie Stolz auf einen Gegenstand zu zeigen, dessen Existenz ihm offenbar bis gerade eben völlig entfallen war.

Gereizt schob Madeline ihren Stuhl zurück, blies eine blassblonde Strähne weg, die ihr sofort wieder in die Augen fiel, und stolzierte entschlossen aus dem Esszimmer. Kurz darauf ertönte aus dem Keller ein Kreischen, und Mr. Karp erschauerte. »Bei dem Rabbi war auch ein Buch dabei«, meinte er schließlich, als würde das der Sache eine offizielle Weihe erteilen. »Yetta, wo ist das Buch?«

»Was für ein Buch?«

Mit einem tiefen Seufzen rückte Mr. Karp die Brille zurecht und erhob sich umständlich, um das Zimmer zu verlassen, als Madeline gerade von unten heraufkam, das sonst so rosige Gesicht leichenblass. »Ich, ähm, will irgendwie nichts mehr mit dieser Familie zu tun haben?«, erklärte sie fragend.

»Hier ist es.« Mr. Karp quetschte sich an seiner vollbusigen Tochter vorbei zurück ins Esszimmer. »Es war in der unteren

Kommodenschublade, unter meinem Freimaurerschurz.« Mr. Karp hatte sich örtlichen Kapiteln der Freimaurer, den Löwen und den Elchen, angeschlossen, und zwar schon zu einer Zeit, als die Aufnahme von Juden in solche Organisationen noch nicht selbstverständlich war. Doch sein Ansehen und sein tadelloser Gemeinsinn hatten ihm den Status eines Ehrenjuden eingetragen. Es war ihm sogar gelungen, seiner Familie die Mitgliedschaft in einem exklusiven Countryclub zu sichern, die sie allerdings selten nutzten – mit Ausnahme Madelines, die dank ihrer natürlichen Proportionen ohnehin überall Zutritt hatte.

Mr. Karp reichte seinem Sohn eine schlaffe Kladde, wie man sie für die Buchführung verwendete. Gleichgültig blätterte Bernie darin herum. Statt mit Zahlen waren die Seiten mit unleserlichen Zeichen bedeckt, die Notenschlüsseln und Angelhaken ähnelten.

»In dem Buch wird erklärt, wo der Rabbi herkommt«, fuhr Mr. Karp selbstbewusst fort. »Mein Papa hat alles eigenhändig verfasst. Das Dumme ist nur, dass er Jiddisch geschrieben hat.« Er hätte genauso gut Marsianisch sagen können. Leicht entschuldigend fügte er hinzu: »Angeblich bringt er Glück.«

Was für Glück, fragte sich Bernie, als er das Kontenbuch in sein Zimmer hinauftrug, das ein Friedhof aufgebener Hobbys war: unbemalte Gerüste von Modellautos, der zerbrochene Plastikrumpf eines durchsichtigen Skeletts, eine staubbedeckte PlayStation. Obwohl seine einzigen echten Leidenschaften bisher lediglich reichliches Essen und neuerdings erotische Fantasien waren, überflog er träge die bekritzelten Seiten. Doch als sie nicht ein Jota ihrer Bedeutung preisgaben, stopfte er das Buch unters Kissen zu Madelines Höschen und sank sofort in einen traumlosen Schlaf.

1889–1890

Wenn der heilige Mann Rabbi Elieser ben Zephir, das Boibiczter Wunder, näher zu Gott gelangen wollte, setzte oder vielmehr legte er sich an einen bestimmten Weiher im Wald vor seinem Dorf. Dort meditierte er anhand von Techniken, die in Gedalia Ibn Jahjas *Gürtel des Abimelech* beschrieben sind, über die Buchstaben des Tetragrammaton, bis er in Trance verfiel. In seiner Jugend hatte man ihn gefeiert für seine öffentlichen Gedächtnisdarbietungen, seine Fähigkeit, ganze Passagen aus dem Talmud vorwärts und rückwärts zu zitieren, und seine großen Taten, die die Nichteingeweihten als magisch bezeichneten. Doch jetzt, an seinem Lebensabend, war er längst über solche Demonstrationen hinaus und zog es vor, seine Kräfte im Stillen wirken zu lassen. Er lag mit dem Rücken am moosbewachsenen Ufer des Teichs, die Hände hinter dem Kopf gefaltet, wie es der *Gürtel* vorschrieb, während sich seine *neschome*, seine Seele, zum Oberen Paradies aufschwang. Dort saß seine Seele glücklich im Kreis der Thoragelehrten. Einmal jedoch kam bei einer seiner besonders intensiven Meditationen – es war der Monat *siwan*, kurz nach dem *schawuot* – ein mächtiger Sturm auf. Da seine Seele in höheren Sphären schwebte, blieb sein Körper, so schwach

er auch war, unempfindlich gegen die Launen der irdischen Welt; und während der Sturm tobte und ein Wolkenbruch auf seine schwächliche Gestalt niederprasselte, setzte Rabbi Elieser seine Meditationen in aller Ruhe fort. Der durchweichte Boden, auf dem er lag, verwandelte sich in Schlamm, und das Wasser im seichten Weiher stieg immer mehr, bis es über seine Beine hinauf zu den Hüften, über seine Brust und zuletzt über sein altersgraues Haupt kroch.

Bis dahin hatte sich der Weise immer darauf verlassen können, dass ihm der schulklauper, der die Gläubigen zum Gebet rief, den Zeitpunkt der Wiedervereinigung von Körper und Seele anzeigte, doch die Sturzflut übertönte alle Geräusche über der Oberfläche des Teichs, der rasch zum See anschwell.

Eliesers kleine Schar von Jüngern hatte sich längst daran gewöhnt, dass er sich häufig zurückzog, aber dass er nach einem derart schrecklichen Sturm so lange ausblieb, versetzte sie doch in große Sorge. Nach mehreren Tagen zog eine Gruppe von Rabbi Eliesers Chassidim mit wallenden Schläfenlocken und Gewändern, die flatterten wie Krähenflügel, aus, um Wiesen und Gestrüpp zu durchkämmen, die als Lieblingsorte des zadik bekannt waren. Umgestürzte Bäume, deren Wurzeln aufragten wie Hydraköpfe, die aufgeblähten Kadaver ertrunkener Schweine und Bauernhütten ohne Dächer fanden sie, aber keinen Rabbi Elieser. Einige seiner Gefolgsleute kamen sogar an dem ehemaligen, in ein ansehnliches Gewässer verwandelten Weiher vorbei, in dem das Boibiczter Wunder in seiner mystischen Verzückung lag. Als Wochen ohne ein Gerücht über den Aufenthalt ihres geistigen Führers vergingen, stellten die Chassidim die Suche widerstrebend ein; sie zerrissen ihre Gewänder, schlugen sich auf die Hühnerbrust und streuten sich Asche übers Haupt, weigerten sich jedoch, das kaddisch zu sprechen, weil sie samt und sonders

der Meinung waren, dass ihr rebbe eines Tages gewiss zurückkehren würde.

Die Jahreszeiten wechselten, auf den rostbraunen und goldenen Herbst folgte der alabasterweiße Winter, und noch immer war Rabbi Elieser in seine Unterwassermeditationen versunken. Der Boden war bedeckt, und wie fahrende Händler unter ihren Brotsäcken krümmten sich die Bäume unter der schweren Last des Schnees, doch der Körper des rebbe blieb unberührt von jeglichem Verfall. Um diese Zeit pflegte der fleißige Witwer Josl König Cholera, begleitet von seinem nutzlosen Sohn Salo, seinen Schlitten über die Schneefelder zu den Ufern des Unteren Bug zu ziehen, um Eis zu ernten. (Dieser Josl war eine Waise und während einer Seuche mit einer anderen Waise verheiratet worden, um Gottes Zorn zu besänftigen – daher sein Name.) In diesem Jahr erzählten ihm jedoch die chejder jinglß, die Schuljungen, die auf dem Pferdeteich auf Baron Jagiellos Grundbesitz Schlittschuh liefen, dass der Weiher nach den Sommergewittern die Größe eines Binnenmeeres angenommen hatte. Nachdem er sich persönlich davon überzeugt hatte, ging Josl mit dem Hut in der Hand zum Baron und bat um die Erlaubnis, Eis aus dem See schneiden zu dürfen. Als Gegenleistung bot er an, kostenlos die Bestände des Guts aufzufüllen. Stets liebenswürdig, wenn es seinen Interessen diente, erteilte der Baron Josl die Genehmigung, und der Eismensch machte sich auf den Weg über die Felder, gefolgt von seinem Sohn.

An dem übervollen Teich fanden sie mehrere Talmudschulschwänzer vor, die mit hölzernen Kufen wacklige Spiralen und Arabesken auf die jadegrüne gefrorene Oberfläche zeichneten. Josl stieg von seinem Schlitten und trat mit seinen genagelten Stiefeln aufs Eis, um dessen Stärke zu prüfen. Zufrieden machte er sich schließlich daran, mit der Axt einen Graben auszu-

schlagen. Er rief seinem Sohn zu, ihm die zweihändige Eissäge zu bringen, aber Salo, der ebenso ängstlich wie faul war, wagte sich nur bis zum Seeufer, um seinem Vater das Werkzeug zu reichen.

»Amorez!«, schimpfte Josl zum eisengrauen Himmel. »Zieht er an verkehrt seine Schuh und haut sich blutig die Nase, weil er stolpert über die eigenen Beine.« Doch dabei ließ Josl es bewenden, da er es schon längst aufgegeben hatte, von seinem Sohn etwas Nützliches zu erwarten. Die Furcht vor fast allem im Dasein schien ihn vom Leben selbst freizusprechen, von Arbeit ganz zu schweigen, und manchmal fragte sich sein Vater, ob Salo, dessen Mutter bei der Geburt gestorben war, überhaupt richtig zur Welt gekommen war.

Während sein Vater schuftete, bummelte Salo am Seeufer herum, wie immer beschämt von seinem Zaudern, doch überzeugt, dass das Eis sein üppiges Gewicht nicht tragen würde. Gelegentlich ging er so weit, den Fußballen auf die verharschte Oberfläche zu setzen und mit der Schuhsohle einen spiegelglatten Kreis darauf zu malen. Doch statt durch das polierte Bullauge zu spähen, wandte sich Salo meistens einfach ab, aus Angst, etwas Unerfreuliches könnte sich darunter verbergen. Einmal bemerkte er einen Fisch, der wie der Flügel eines Monarchfalters in einer dunklen Welt jenseits der Zeit schwebte. Und dann, nachdem er wieder einen Kreis blank gescheuert und ausnahmsweise einen Blick riskiert hatte, fiel ihm das Gesicht eines alten Mannes mit gelblichem Bart auf.

»Papa!«, rief Salo erschrocken.

Ohne besondere Eile stapfte Josl hinüber, um herauszufinden, worüber sein Sohn diesmal jammerte. »Gewalt«, rief er aus, als er sah, was der Nichtsnutz zufällig entdeckt hatte. »Es ist der rebbe!« Bis ins Mark erschüttert, ohrfeigte Josl sich selbst, um wieder zu sich zu kommen. Dann trommelte

er die anderen Jungen zusammen (sein eigener war zu langsam) und schickte sie mit der Neuigkeit zur schul der Chassidim. Atemlos eilten die Jünger des rebbe herbei und stellten fest, dass Josl Cholera bereits angefangen hatte, ihren verschollenen geistigen Führer zu bergen. Mit Seil und Enterhaken zerrte der Eismensch, dessen bärtige Kiefer vor Anstrengung arbeiteten, als steckten sie in einem Futterbeutel, einen großen Eisblock ans Seeufer, in dem der rebbe eingeschlossen war.

Dann lag das Boibiczer Wunder auf einem Schneehügel vor ihnen, und seine wie Dampfmaschinen schnaufenden Jünger hatten nicht die leiseste Ahnung, was sie als Nächstes tun sollten. Gewiss war es ein Segen, den zadik offenkundig unversehrt, wenngleich steif gefroren, wieder in ihrer Mitte zu haben, doch was nun? Früher hätten sie den rebbe um Rat bitten können, aber es war klar, dass er sich in seinem jetzigen Zustand nicht äußern konnte. Sodann konnte man natürlich die Heilige Schrift befragen, aber selbst die Gewissenhaftesten unter ihnen – jene, die vorschrieben, welche Abschnitte der Thora beim Geschlechtsverkehr in Betracht zu ziehen waren, oder ob es erlaubt war, am schabeß in den Schnee zu pinkeln (was gleichbedeutend mit Pflügen, also Arbeit und damit verboten war) – kannten keine einschlägigen Passagen für ein Dilemma dieser Art. Dann machte einer aus ihren Reihen, der schaufelbärtige Hefehändler Fischel Ostrow, den Vorschlag, Fackeln anzuzünden und den Heiligen an Ort und Stelle aufzutauen. Seiner Ansicht nach war Rabbi Elieser während seiner Verzückerung gefeit gegen alle Verheerungen durch Zeit und Elemente und würde, nachdem das Eis geschmolzen war, in all seiner früheren Frische wiederhergestellt werden. Gedankenvolles Gemurmel machte die Runde, bis ein weiserer Kopf die Stimme erhob.

»Besserwisser«, schalt der Fuhrmann Berel Schweinehaupt den Hefeverkäufer und wies eindringlich auf die Gefahr hin, dass der aufgetaute rebbe verwesen und seine Gebeine – Gott behüte! – zum Fraß für Würmer werden könnten. Sicher war es besser, ihn irgendwo aufzubewahren, damit er heil blieb, bis er sich aus freien Stücken dafür entschied, sich aus seinem kühlen Kerker zu befreien. Wieder wurde bejahendes Gemurmel laut, als sich Josl König Cholera, der weder Chassid noch mitnagig, sondern einfach nur ein Opportunist war, in seiner Eigenschaft als Besitzer des Boibiczer Eishauses zu Wort meldete. »Meine Herren, gegen eine geringe Gebühr ...«

Das Boibiczer Eiswerk war eine fensterlose Granitgrotte, die Riesen oder gefallene Engel in vorsintflutlicher Zeit in den Nordhang eines Berges am Ortsrand gegraben hatten. Jedenfalls ging so die Legende. Josl Cholera wusste nur, dass er das Eishaus nach dem Tod des früheren Eigentümers Mendel Sfarb geerbt hatte, dessen Familie sich rühmte, es schon seit dem babylonischen Exil in Besitz zu haben. Das Geschäft war Mendels schuldbewusstes Geschenk an ein Waisenkind, das seit dem Alter von sechs Jahren sein Mündel und Sklave gewesen war. Von außen ähnelte der eingesunkene Bau mit dem kuppelartigen Steinvorsprung einem uralten Grabmal und war dadurch eine überaus passende Ruhestatt für das Boibiczer Wunder. Es war ein Ort, wo sein Körper sozusagen aufgebahrt sein und dem Verfall trotzen konnte, bis zu der Zeit, da er eine Auferstehung für angemessen hielt – das behaupteten zumindest seine Jünger. Sehr zu Josls Verdruss bestanden die Boibiczer Chassidim darauf, die Ruhestatt ihres rebbe zu ehren wie ein heiliges Grab. Am Eingang trällerten sie ihre Gebete (nur nicht das kaddisch), legten Botschaften in die Fugen zwischen den Steinen und kehrten abwechselnd Säge-

mehl und Flachs weg, die sich unter dem durchsichtigen Liegeplatz des Heiligen sammelten. Obwohl sie einander mahn- ten, seine Masse nicht zu verringern, schabten sie insgeheim Späne von dem Eisblock, die sie mit einem Tropfen Honig süßten, um sie hingebungsvoll zu lutschen. Da sie sich weiger- ten, Elieser ben Zephir offiziell für tot zu erklären, konnten die Gefolgsleute keinen Nachfolger wählen und gingen we- gen ihrer Verehrung des tiefgekühlten Rabbis als die Gefroren- en Chassidim in die Geschichte ein.

Doch so unterhaltsam die Possen gläubiger Fanatiker auch waren, die Einwohner von Boibicz hatten andere Sorgen. Die Erlasse der zaristischen Regierung folgten in derart schwin- delerregendem Tempo aufeinander, dass Dinge, die am Mor- gen noch erlaubt waren, oft am Nachmittag schon verboten waren. Der jüngste Ukas erklärte, dass es den Juden zu ihrem eigenen Besten untersagt war, in den Dörfern außerhalb ihres Ansiedlungsrayons Gasthöfe, Schenken und Geschäfte zu be- treiben. Außerdem durften sich auch in den Orten und Wei- lern innerhalb des Rayons keine neuen Juden niederlassen, sodass manche geschäftlich verreisten Kaufleute oder Fami- lien, die hohe Feiertage begangen hatten, nicht mehr nach Hause zurückkehren konnten und in nahe gelegenen Orten strandeten. Die byzantinische Logik dieser Gesetze, die selbst für die gelehrtesten Talmudisten unergründlich blieb, hatte zur Folge, dass viele langjährige Bürger von Boibicz heimat- los wurden, und auch die anderen erkannten die Zeichen der Zeit. Schließlich mussten sich die Juden mit der Vorstellung eines umfassenden Exodus von einem Ort vertraut machen, an dem ihre Familien schon seit Generationen gewohnt hat- ten. Doch noch immer zauderten sie. Zuletzt bedurfte es einer Abordnung von Nachbarn, die unter dem Schutz eines von der Regierung entsandten Kosakenregiments und vor den

Augen einer untätigen örtlichen Polizei handelte, um ihren Abschied zu beschleunigen.

Obwohl die Täter fast mechanisch zu Werk gingen, richteten sie eine große Verwüstung an, und die Vorsätzlichkeit, mit der sie Gewalt anwendeten, verminderte nicht deren Grausamkeit. Ohne großes Trara drangen sie in das schäbige Judenviertel ein, zerschlugen Ladenfenster, schleppten Stoffballen, pedalbetriebene Nähmaschinen, Spirituslampen, ungerupfte Hühner und alles andere heraus, was ihnen in die Hände fiel. Im Flur der Synagoge entleerten sie den Darm und wischten sich den haarigen Hintern mit den zerrissenen Pergamentschriftrollen der Thora. Den melumed und Händler Fejwusch Gutwert hängten sie mit dem Patriarchenbart an seinem Ladenschild auf. Der Idiot Schajke Tam, den sie an den Fersen baumeln ließen, quiekte vergnügt, weil er es für ein Spiel hielt, bis sein schwachsinniges Gehirn über der Wand des sctibl verspritzt wurde. Wer in den Wald floh, wurde gehetzt und in Stücke gerissen. Von denen, die in den Häusern blieben, überlebten die meisten, unter ihnen auch Josl Chole-
ras Sohn Salo, der im Eishaus Zuflucht gesucht hatte.

Eigentlich hatte er kaum noch einen Fuß aus dem Schatten der kühlen Grotte gesetzt, seit er über den ins Eis gebanntem Rabbi Elieser ben Zephir gestolpert war. Obwohl sich seine Jünger gewissenhaft um den gefrorenen rebbe kümmerten, hatte Salo ein erstaunliches Interesse an seiner Entdeckung entwickelt und war auf die Idee verfallen, dass die Pflege des Heiligen seine persönliche Aufgabe war. Mit wachen Ohren lauschte er den Geschichten, die die Jünger über die wunder-
same Frömmigkeit des Rabbis erzählten, und wenn niemand sonst zugegen war, ließ es sich der unschuldige Bursche (der dem Alter nach schon ein junger Mann war) nicht nehmen, neben dem Eisblock zu wachen. Er bewunderte die Ruhe des

alten Mannes, während er zugleich wie die Jünger damit rechnete, dass das Eis jederzeit Sprünge bekommen und der rebbe aus seinem Schlummer erwachen könnte. Allerdings drängte es ihn nicht danach, dieses Ereignis zu beschleunigen, so friedlich war das Warten. Um einen Grund für sein Verweilen in der Nähe des Eishauses zu haben, gab er vor, seinem Vater zu helfen, doch als König Cholera schließlich dahinterkam, dass nicht unternehmerischer Geist seinen Sohn beflügelte, sondern der gefrorene Rabbi, fand er sich endgültig damit ab, dass der Junge ein hoffnungsloser Fall war. Außerdem war Salos schelmischen Altersgenossen nicht entgangen, wie sehr er sich dem Eishaus verbunden fühlte, und sie gaben ihm den Spitznamen Salo Frostbissen, der ihm blieb.

So kam es, dass Salo am Morgen des Pogroms auf einer Kohlkiste saß und die leicht verzerrten Gesichtszüge des Rabbis betrachtete, dessen glückseliger Frieden in sein furchtsames Herz eingedrungen war. Um ihn herum waren die Eisplatten zu Regalen und Nischen aufgeschichtet, in denen Fisch, Geflügel und Kwas lagerten. In einem Winkel wartete der stocksteife Hund Aschmodai des Hutmakers Lejbl auf das Frühlingstauwetter, um bestattet zu werden. Reif überzog alle Krüge und Töpfe, bis sie aussahen wie Gefäße aus Zuckerwatte. Von der gewölbten Decke hingen Stalaktiten wie Fangzähne. Doch die Wärme, die Salo im Beisein des rebbe spürte – noch verstärkt durch die Schaffelljacke, deren Kragen er sich über die Ohren zog –, vertrieb die arktische Kälte praktisch aus der Grotte, deren unterwasserartiges Licht das Eis selbst auszustrahlen schien. »Die Chassidim sizn schiwe, und du sitzt schief herum«, klagte Salos Vater, doch die Gegenwart des Rabbis vertrieb alle Schreckensbilder aus der Fantasie des Jungen, und die Welt kam ihm beinahe vor wie eine idyllische Winterpastorale. Daher hörte Salo nichts von

den Schreien der Gepeinigten und Geschändeten, von den jammernden Frauen und dem zerberstenden Glas, und auch den Rauch aus der brennenden Synagoge roch er nicht. Erst der schameß, der Synagogendiener Itsche Bejla Pejse, der den Verstand verloren hatte und auf der Straße heulte wie eine Hyäne, riss Salo aus seiner Versunkenheit.

Um nachzusehen, was da draußen geschah, hob er den breiten Hintern, kroch über die rutschige Rampe hinauf und wand sich zur Luke hinaus, durch die die großen, rechteckigen Eisstücke in die Höhle glitten. Er stolperte hinunter ins Dorf, vorbei an den Grenzmarkierungen für den schabeß, wo der Schnee an manchen Stellen mit Pflaumenkonfitüre vollgekleckert schien. Vor dem Tor der glühenden Holzsynagoge pumpte eine Mutter ihrem hingestreckten Sohn mit einem Blasebalg Luft in die Lunge, um ihn wiederzubeleben. Auf dem zerfurchten mark-plaz flehte eine geschändete Tochter ihren Vater auf Knien an, sie nicht zu verstoßen. Der Zug aus Wagen, auf denen bereits steif werdende Leichen zum Friedhof gekarrt wurden, wetteiferte mit der munteren Parade von Bauern, die Samoware, Nachttöpfe, ein Grammofon mit Trompetentrichter und eine Kuckucksuhr wegschleppten. Als er in seinen kloßigen Stulpenstiefeln dahinstapfte, stieß Salo aus Versehen den Kantor Schickl Beugüber um, der noch im Stehen vor Schreck gestorben war wie die Frau des Lot. Er hielt inne, um den Toten wieder aufzurichten, doch dann merkte er, was er da tat, und begriff, dass das, was hier geschehen war, all seine Fantasien weit in den Schatten stellte. Damit wurde seiner Neigung zu makabren Hirngespinnsten ein für alle Mal ein Ende gesetzt, was Salo, der mit einem Schlag erwachsen wurde, mit Dankbarkeit erfüllte.

Er trat in die verrauchte, schindelbedeckte Hütte, die er und sein Vater ihr Heim nannten, und musste zu seinem Leid-

wesen feststellen, dass er zur Waise geworden war wie sein Vater vor ihm. Josl König Cholera lag in der steifen Leder-schürze, die er zur Arbeit angezogen hatte, auf dem zerkratz-ten Lehm-boden, den Kopf von seiner eigenen Eiszange zer-malmt. Wie ein riesiges Gabelbein ragten die Eisengriffe der Zange über seinen zerquetschten Schädel hinaus, und das Blut strömte ihm in karmesinroten Bächen aus den Ohren. Hilflos würgend erbrach sich Salo und sank auf die Knie, um die noch erkennbaren Züge seines Vaters zu berühren: ein blauer, arthritisch geschwollener Knöchel, eine leere, blut-egelartige Unterlippe. Lange lag er da, ohne die geringste Nei-gung, sich jemals wieder zu erheben, bis ihm schließlich ein-fiel, dass er nun eine höhere Berufung hatte. Nachdem er sich den Mund abgewischt und die Augen abgetupft hatte, kroch Salo nach vorn, um die Eiszange auseinanderzuzerren. Er rap-pelte sich auf und durchstöberte die Trümmer in der armseli-gen Hütte. Schließlich fand er zwei Kerzen, die er mit einem Schwefelstreichholz anzündete und an beiden Enden des Er-mordeten aufstellte.

Ununterbrochen das kaddisch murmelnd, warf er ein Tuch über den alten Spiegel, dessen Oberfläche quecksilbertrüb an-gelaufen war. Dann zwängte er sich hinter den Kachelofen und verbrannte sich dabei den tocheß, um ein Wandbrett zu lösen, hinter dem Josl seine mageren Schätze versteckt hatte: eine Handvoll groschnß und mehrere völlig wertlose Duka-ten, eine nicht unterschriebene Postkarte mit einem Sepiabild von Lodz, einen zerbeulten Fingerhut, der seiner Frau gehört hatte. Zusammen mit der schwarzen Brotrinde und dem ge-trockneten Hering, die sein Vater zum Abendessen auf den Tisch gelegt hatte, schob Salo alles in eine geräumige Hosent- tasche. Als er sich bückte, um einen umgestürzten Stuhl hin- zustellen, merkte er, dass er ihn mit festem Griff packte, um

ihn gegen das Ofenrohr zu donnern. Dieses brach auseinander, und eine nackte Flamme züngelte zur Decke. Er trat aus der Hütte, gerade als Casimir, ein polnischer Dienstmann mit rußigen Augen, an einem fransigen Stück Seil Josls aufgeblähte alte Mähre vorbeizernte. Obwohl er wusste, dass das Tier so gut wie nutzlos war, händigte Salo dem Gepäckträger sogleich sein gesamtes Erbe aus (ohne die Postkarte und den Fingerhut), um den scheckigen Gaul auszulösen. Schon bogen sich die Dachschildeln seines früheren Heims nach oben, und Rauchfäden drangen heraus, da fasste Salo die Zügel der Mähre, die den Namen Bat-Scheva trug.

Natürlich war ihm bewusst, dass Rabbi Elieser ben Zephir, wenn überhaupt jemandem, dann seinen frommen Gefolgsleuten gehörte. Doch die Gefrorenen Chassidim und ihre Familien packten wie alle anderen ihren Besitz zusammen, und nirgendwo in diesem trübseligen Exodus klappernder, hoch mit Kerzenleuchtern und Federbetten beladener Karren und Leiterwagen konnte Salo einen gewaltigen Eisblock erspähen. Einfallsreichtum hatte nie zu seinen Stärken gezählt, und eigentlich hatte er auch sonst nie Stärken an den Tag gelegt, doch auf einmal konnte er aus einem Fundus von Tüchtigkeit schöpfen, den er sogleich als das Erbe seines Vaters verbuchte, und machte sich daran, das metallumrandete Rad an Josls Lieferkarren zu ersetzen. Als er nach einer Stunde damit fertig war, spannte er Bat-Scheva davor, deren träger Vorwärtstrand sich offenkundig allein ihren chronischen Blähungen verdankte. Salo hielt kurz vor dem alten Gebetshaus, um sich den Zedernschrein anzueignen, der unter dem halb eingestürzten Dach an einer Wand lehnte. Das war der einzige, stark ramponierte Sarg, den das Dorf für die Begräbnisse der vergangenen hundert Jahre immer wieder benutzt hatte. Nachdem er ihn auf den Karren geladen hatte, führte der



Steve Stern

Der gefrorene Rabbi

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 496 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-40937-8

Heyne

Erscheinungstermin: Juni 2012

Eine scharfsinnige Gesellschaftssatire, eine skurrile Zeitreise und ein spannender Familienroman

Beim Durchwühlen der Gefriertruhe seiner Eltern stößt Bernie Karp zufällig auf einen Eisblock, in dem ein bärtiger alter Mann eingefroren ist. Ein Rabbi, wie sich herausstellt, der in der Familie als eine Art Talisman von Generation zu Generation weitergereicht wird. Bei einem Stromausfall taut der Rabbi auf und erwacht zu neuem Leben – und Bernie findet nach und nach heraus, wie er von einem galizischen Shtetl des 19. Jahrhunderts in eine Gefriertruhe im Memphis der Gegenwart geraten ist.